

Leonhard Hieronymi

Über uns, Luzifer

Nach der Begegnung mit dem Friedhofsverwalter von Bad Oldesloe besuchte ich für den Rest des Jahres keinen Friedhof mehr, erst im Januar kamen die Energieschübe zurück, und ich verabredete mich für die Zeit der südosteuropäischen Schneestürme mit Marius, der schon mit mir in Hamburg-Nienstedten an den Gräbern von Fichte und Jahn gestanden hatte, und mit Pascal – einem der wichtigsten Beobachter unseres Landes – in Bukarest. Von dort aus wollten wir uns endlich auf die Spuren des Grabs von Ovid begeben.

Wir fuhren mit dem Zug aus Bukarest kommend über die verschneite Baragan Steppe Richtung Konstanza. Was hier vor sich gegangen war, erschien uns schleierhaft: noch nie hatten wir von Mircea dem Älteren gehört, wussten nichts über die Prinzessin Chiajna und Peter mit dem Ohrring, und hatten auch noch nie etwas von Mihnea dem Schlechten und Constantin Brancoveanu gelesen. Und doch hatten alle hier gewütet, sich gegenseitig in Stücke gehauen im Kampf um die religiöse Vorherrschaft in Europa. Wir stellten uns die Opfer vor, gepfählt und zerstampft, die rote Sonne, typisch, wie sie aufging nach verlustreichen Schlachten in der Walachei, und wir dachten an die Elefanten in den transsilvanischen Hügeln von Schäßburg.

Von einer uns in der gestrigen Nacht selbst zugefügten Vergiftung noch nicht vollkommen wiederhergestellt, sprachen wir auch über unseren schlechten Schlaf, die langen Weihnachtsferien, über goldene Bücher und die Europäische Union. Denn als wir vor einer halben Stunde Bukarest verlassen hatten, galt die Aufmerksamkeit dort nur Juncker und Tusk und der ersten EU-Ratspräsidentschaft Rumäniens, die man heute Abend einläuten würde – und natürlich redeten auch alle über die Risiken, die das bedeutete; richtig wohl fühlten sich in ihren Rollen weder Außenstehende noch Beteiligte.

Aber jetzt saßen wir uns gegenüber, in dicke Wintermäntel gehüllt und waren auf dem Weg zum Schwarzen Meer. Pascals goldener Zahn leuchtete im Licht des vor

den Fenstern taumelnden Schnees. Marius hatte eine Plastiktüte in seinem Schoß liegen, darin befand sich eine Flasche Rotwein der Marke *Lacrima Ivi Ovidii* – Träne des Ovid.

Der Zug fuhr durch eine von Donauausläufern überschwemmte Sumpflandschaft.

Wir sahen schwarze Zugwracks im weißen Schnee.

»Oh Gott, oh Gott«, sagte Pascal, und nahm damit zum ersten Mal an diesem frühen Vormittag Worte in den Mund, die schon vorhersagten, dass diese Reise für uns zur seelischen Höllenfahrt werden würde.

Kaiser Augustus verbannte den römischen Dichter Ovid 8 n. Chr. in die Stadt Tomi, das heutige Konstanza, an den äußersten Rand des römischen Reichs – aber man weiß bis heute nicht genau, warum. Ovid selbst beschreibt den Grund seiner Verbannung mit den Worten »carmen et error«, also »Gedicht und Irrtum«. Der offizielle Grund war die Veröffentlichung seiner Sex-Dichtung *Ars amatoria*, die er allerdings schon einige Jahre vor seiner Verbannung verfasst hatte. Auch wenn eigentlich andere Gründe hinter seiner Reise ins Exil lagen (wahrscheinlich eine Kuppelei zwischen ihm und Augustus' Enkeltochter, die zur gleichen Zeit verbannt wurde), kam Ovid die Rolle als missverstandener Künstler recht, auch als Basis für noch zu schreibende Werke.

Ovid wollte zwar immer nach Rom zurückkehren, aber es half kein Bitten und Betteln: Der Dichter hing Augustus und seinem Gefolge in den Briefen vom Schwarzen Meer weinend und flehend, über tausende Kilometer hinweg, symbolisch am Rockzipfel, indem er sie in knapp eintausend Versen dazu ermunterte, ihn, wenn schon nicht zurück nach Rom, dann doch wenigstens an einen wirtlicheren Ort strafzuversetzen.

Er spricht von quälender Schlaflosigkeit, verzärtelten Kräften, Magerkeit und Essstörungen. Den Wein musste er, anders als in Rom, mit einem Beil in Stücke hacken und lutschen, seine Haare klirrten, überall hingen Eiskristalle. Und über das manchmal gefrorene Meer fuhren Bessen und Geten mit ihren Streitwagen auf neugeformten Straßen, um die Einwohner von Tomi mit in Schlangengift getauchten

Pfeilen anzugreifen. Alles in allem: »Ein unliebenswürdiger Ort, und es kann nichts Düsteres geben auf dem ganzen Erdkreis.«

Es sind aber auch Theorien denkbar, nach denen Ovid nie im Exil gewesen war und die ganze Geschichte nur in irgendeiner gemütlichen Ecke des römischen Reichs erfunden hat.

Katharina II. behauptet allerdings, sie habe das Grab noch Ende des 18. Jahrhunderts in den Ruinen von Tomi unter Schlingkraut ausmachen können und sich verpflichtet gefühlt es zu erhalten. Aber das Ende des 18. Jahrhunderts ist lange her und seitdem fiel Konstanza vom Osmanischen Reich an Rumänien, wurde im Ersten Weltkrieg von den Mittelmächten besetzt, von den Alliierten befreit und im Zweiten Weltkrieg wiederum von ihnen zerstört. Katharina war da schon hundertfünfzig Jahre tot und ihre mythischen 22 Liebhaber auch, und *dann* kam erst der Kommunismus.

Nach zwei Stunden erreichte der Zug unser Ziel. Als wir die Bahnhofshalle verließen, bremste uns eine unheimliche Energie, wie ein düsterer Magnet. Wir waren augenblicklich so betäubt, dass wir nicht sagen konnten, ob wir noch am Leben oder schon wie Orpheus durch das tainarische Tor zur Styx in die Tiefe gestiegen waren. Marius, der grau anlief und sprachlos neben mir stand, verspürte beim Anblick einer Frau mit zerkratztem Gesicht eine, wie er später sagte, »starke Panik, mit den Zeichen eines Nervenzusammenbruchs«.

In Pascals Gesicht machte sich ein Zweifel bei gleichzeitiger Abwesenheit breit, und diese erschreckende Kombination hatte ich so noch nie gesehen.

Mich überkam, neben Schwindelgefühlen, starkes Heimweh. Noch nie hatte ich mich so sehr nach so vielen unterschiedlichen Orten gesehnt wie auf dem Bahnhofsvorplatz von Konstanza.

Wir stellten alles in Frage: unsere Leben, die Beziehungen, die wir führten, das Menschsein.

Aber wir kehrten nicht um, sondern schleppten uns langsam den Ferdinand-Boulevard entlang in Richtung Meer. Niemand beobachtete uns, obwohl wir in unseren schweren Winterklamotten aussahen wie eine Mischung aus Mitgliedern der Trenchcoat-Mafia und albanischen Freischärlern.

Vor einem bunten Leuchtschild, das auf eine kardiologische Klinik hinwies, blieben wir stehen und schauten von dort aus auf den Hafen von Konstanz hinab.

»Was hat sich der liebe Gott nur dabei gedacht«, sagte Pascal, und wir lachten nervös.

Es begann eine lange Phase des Schweigens. Seit der vergangenen Nacht tönten immer wieder Worte durch meinen Kopf, die mich daran hinderten klare Gedanken zu fassen. Wie in Sebalds *Schwindel.Gefühle.* – einem unserer gemeinsamen Lieblingsbücher, in dem der Erzähler sich an den Rand des Wahnsinns gedrängt fühlt, weil er die Worte »der südwestdeutsche Raum« nicht mehr aus dem Kopf bekommt – erging es mir seit den späten Nachtstunden, weil mir sowohl der Name des transsilvanischen Dorfs Patarlagele, als auch Pascals Instagramname, *abject.pascal*, in nicht endenden Wellen – mal stärker, mal sanfter – durchs Hirn schwappten.

»Was bedeutet abjekt?«, fragte ich Pascal, und er lächelte zur Antwort.

Marius sagte etwas ähnliches wie »abiectus, Julia Kristeva – aber aus Bulgarien«, (ich verstand ihn nicht richtig).

Die Innenstadt von Konstanz wirkte, als läge sie in einer Tropfsteinhöhle, es war dunkel und es nieselte, die braunen und grünen Fassaden der Häuser glitzerten vor Nässe und es roch nach Schimmel. Wir begegneten fast niemandem, und wenn, dann nahm niemand Notiz von uns. Nur die Kinder schienen, trotz ihrer Größe, auf uns herabzuschauen. Über uns hingen schwarze, mit Möwen gespickte Krim-Wolken, die ins Landesinnere nach Bukarest hetzten – zu Jean-Claude Juncker und Donald Tusk, um sie in einem Schneesturm zu begraben.

Dann kam die Küste, der Höhlensee. Das Schwarze Meer schwappte. Das große, im Jugendstil gehaltene Casino – ein Wahrzeichen der Stadt, eine Art Le Mont-Saint-Michel des Glücksspiels – war eingerüstet, die Hotels waren geschlossen, niemand zeigte sich an der mit einer dünnen Schicht Eis überzogenen Seepromenade.

In der Nähe des Casinos war ein Gebäude in einen Hügel gegraben, das von vorn wirkte wie eine Imbissbude, aber das ein Vivarium war. Wir gingen hinein, ich

zahlte, Pascal und Marius liefen vor und verschwanden im schwarzblauen Licht, sie stürmten aber nach zehn Sekunden mit den Worten »Wir können das nicht, wir können das jetzt nicht« an mir vorbei nach draußen, ich hatte gerade das Wechselgeld eingesammelt.

Ich winkte ab und ging allein los, um mir die Fische anzuschauen. Aber schon hinter den dicken Gläsern des ersten Wassertanks blickte mich ein Mondfisch an, ein Fisch mit so menschlichen Augen, als hätte er einen Menschen verschluckt, der ihm von innen die Augen ausgeschabt hatte, um durch die entstandenen Löcher hinauszusehen. Kurz bildete ich mir deshalb ein, dass das menschliche Auge in diesen Augenhöhlen jetzt verschwand und sich ein Zeigefinger hindurch bohrte, um mir ein Zeichen zu geben.

Genauso schnell wie Marius und Pascal verschwand ich aus dem Aquarium, die Frauen am Schalter lächelten hämisch.

Vor dem Vivarium betrachteten wir wieder, Schulter an Schulter, das Wasser.

»Diese Stadt, die wir hier erleben, und dieses Meer – das ist im Moment nicht wirklich Konstanz, und im Moment ist das nicht wirklich das Schwarze Meer, es sind andere Meere und andere Städte, es sind Unglücksgefühle«, sagte Marius, und erst dachte ich, er hätte ein Buch von Peter Handke dabei, aus dem er das vorlas, aber solche Nachkriegsliteraturgedanken kamen ihm hier wirklich.

Dann drehten wir uns um und entkamen dem Sog des Meeres, und blickten nicht mehr zurück.

Stattdessen schauten wir uns auf unseren Handys Bilder von den gefrorenen Februarfluten an. Über diese Eis-Ebene waren also die Feinde geritten, die Ovid mit Waffengewalt abwehren musste.

»Was tummelt sich heute dort auf dem gefrorenen Meer?«, fragte Pascal.

»Nicht viel, aber unten drunter, da tummelt sich sehr viel«, sagte Marius.

»Ja«, sagte ich. »Aal-Familien.«

Nachdem wir von den Uferpromenaden aus einen Balkon bestiegen hatten, sahen wir sie endlich, die eingerahmten Ruinen von Tomi. Eine gräuliche, nur wenige

hundert Quadratmeter umfassende Ansammlung von zerfallenen Mauern; ein weißes Wärterhäuschen am Rand und ein Schild, das verblichen und mit Asterix und Obelix-Schrift auf die Überreste hinwies. Man konnte, einfach so, ein kleines Tor öffnen und über die Reste von Tomi hüpfen, niemand hielt uns auf, der Wärter in seinem Häuschen kaute gelangweilt an irgendetwas herum. Marius, Pascal und ich sagten kein Wort.

Angeblich wurde der Scherbenhaufen, auf dem wir standen, vom Vater der Medea gegründet. Und als wir genauer hinsahen und überlegten, erkannten wir, dass es vollkommen ausgeschlossen war hier irgendwo das Grab von Ovid zu finden, und dass es auch vollkommen ausgeschlossen war, dass Katharina II., Zarin von Russland, hier vor zweihundertfünfzig Jahren noch das Grab hinter Schlingpflanzen entdeckt hatte, und dass es sogar beinahe ausgeschlossen schien, dass hier ein römischer Dichter vor zweitausend Jahren irgendetwas geschrieben hatte, während er gefrorenen Rotwein lutschte.

»Ich möchte wenigstens noch«, sagte ich und schluckte, »ich möchte wenigstens noch die Ovid-Statue anschauen.«

Also gingen wir weiter, stadteinwärts zum großen Platz, an dem das Nationalhistorische Museum lag, dort stand auch die Statue, die traurig auf die Besucher hinunterblickte und in uns ein wirklich schlechtes Gefühl verursachte.

Pascal zahlte den Eintritt und verschwand sofort auf der Toilette im Erdgeschoss, während Marius und ich uns in einem Seitenflügel des Museums historische Fundstücke ansahen. Wahrscheinlich stammten sie aus Ovids Zeiten, aber auch hier fanden sich keine Hinweise auf den römischen Dichter. Generell war nicht ersichtlich, wie genau man in Constanta mit dem schweren Erbe umging, schließlich hatte Ovid diesen Badeort, der im Sommer für alle Rumänen eigentlich Sehnsüchte verhiess, extrem gehasst und ihn mit der Hölle gleichgesetzt. Trotzdem hatte man auf einen zentralen Platz der Stadt eine große Skulptur Ovids aufgestellt. Jetzt kam es uns fast so vor, als hätte man diese Statue den Rumänen nach ihrem Eintritt in die Europäische Union quasi aufgezwungen – sie dazu verpflichtet, zur großen, ganz

Europa umfassenden und vor Ort erlebbaren kulturellen Landkarte ein Stück beizutragen – aber natürlich war die Statue viel älter als die EU selbst.

Es war schon eine ganze Weile her, dass wir Pascal aus den Augen verloren hatten, also schlichen sich Marius und ich zurück in die Eingangshalle und von dort auf die Männertoilette, wo wir unseren Atem sehen konnten.

»Pascal?«, rief Marius.

»Pascal?«, rief auch ich.

Aus einer der Kabinen drang ein Wimmern.

»Pascal, was ist los?«, fragten wir.

»Mit mir geht's zu Ende«, antwortete er.

Wir stiegen gemeinsam in den ersten Stock des Museums, wo die rumänische Geschichte weiter aufbereitet wurde. In den langen Gängen saßen, in Dreier- oder Vierergruppen, alte Frauen, die uns über die Ränder ihrer Brillen anschauten und dann versuchten uns heimlich auszulachen, als wir an ihnen vorbeigegangen waren, aber wir bekamen natürlich alles mit und fühlten uns in unserem dummen Männerstolz sofort verletzt.

Hier oben wurden wir in einem inzwischen nicht anders als »kläglich« zu nennenden Zustand also noch einmal durch die Geschichte Rumäniens geführt, vom Mammutstoßzahn bis zum kommunistisch eingerichteten Klassenzimmer, von dessen Wand uns debil schmunzelnd der Diktator Ceaușescu anschaute.

Vergangenes Jahr war ich Gast in der Sommerresidenz des rumänischen Schriftstellers, Revolutionsführers und Fernsehkochs Mircea Dinescu gewesen, der Ende 1989 bei der Stürmung des Fernsehsenders Studio 4 dabei gewesen war und den Sturz Ceaușescus verkünden durfte.

An einem Abend feierte er im Erdgeschoss mit dem Vorstand der rumänischen Raiffeisenbank seinen Geburtstag nach. Es gab Kaviar, gegrillten Donaukarpfen und bergeweise Fleischröllchen mit hausgemachtem Senf und Champagner. Ich verschwand nach einer Stunde auf die Terrasse, wo ich nur noch das Akkordeon

und den Gesang des »Professors« hörte, einem Physiklehrer aus dem nahegelegenen Ort Cetate, der sich bei den Partys und Veranstaltungen Dinescus musizierend etwas dazu verdiente, um seinem Sohn eine gute Ausbildung zu ermöglichen.

»Alles, was im Begriff ist zu verschwinden, kommt irgendwann zurück«, sagte Dinescu, der plötzlich hinter mir stand. »In anderer Form und heftiger als zuvor, aber es ist trotzdem dasselbe. Es ist die ewige Wiederkehr, der Kreis des Ouroboros, der sich selbst in den Schwanz beißenden Schlange. Hier in Rumänien ist es am schlimmsten. Hier kehrt alles in jeder Sekunde ständig wieder und fällt über uns her.«

Es hatte seit acht Wochen nicht geregnet, Dinescus Haut war braun gebrannt. Die Esel auf seinem Grundstück schrien in der Nacht, und die Hunde bellten, wenn er allein auf dem Balkon stand und in die Dunkelheit schaute. Manchmal, wenn er seine Hand hob, schwiegen sie.

Ich wollte mich schlafen legen, aber er hielt mich am Ärmel meines Hemdes fest.

»Morgen kommen ein paar deutsche Literaten mit dem Auto zu Besuch, sie wollen dich kennenlernen. Um zehn Uhr kann ich dich zum Frühstück wecken. Ich klopfe.«
Dann ließ er meinen Ärmel los.

Am nächsten Morgen hörte ich im Erdgeschoss Stimmengewirr und als ich die Treppen nach unten schlich, sah ich im Eingangsbereich mindestens einhundert Rentnerinnen und Rentner aus der Schweiz stehen.

Ich suchte nach Dinescu, den ich irgendwann mit zerzausten Haaren, von seiner Geburtstagsfeier noch sichtlich mitgenommen, schon wieder an der Edelstahl-Destillieranlage fand.

»Warte mal, Dinescu«, sagte ich. »Das ist kein Auto mit Deutschen, das sind zwei Busse voll mit Rentnern aus der Schweiz.«

»Aber sie sprechen deutsch«, sagte Dinescu.

»Es ist trotzdem etwas anderes, vor allem die Masse.«

Wir standen um den Kessel, aus dem langsam klare und hochprozentige Flüssigkeit in einen Plastikkanister floss.

»Und die wollen mich alle kennenlernen?«, fragte ich. »Was soll ich denen denn erzählen?«

»Let's see. Wir gehen jetzt erstmal mit ihnen in die Halle. Ich lese ein paar Gedichte vor, dann gibt's Kalb und Fisch und ein bisschen was vom Klaren.«

Die »Halle« war ein Gebäude direkt am Fluss, dessen Wände an den Längsseiten komplett verglast waren. Es glich einem Gewächshaus oder einer Voliere, den Boden zierte ein großes Terrakottamosaik eines Greifvogels. Dinescu setzte sich an einen der langen Holztische und blickte sich um. Er brüllte drei seiner Mitarbeiter an, jetzt endlich das Kalb auf den Grill zu legen, die Gäste würden in zwei Stunden essen und bis dahin würde das doch niemals fertig werden. Das Kalb war erst vor einer halben Stunde von einem Bauern in einer großen schwarzen Plastikwanne geliefert worden, ich hatte beobachtet, wie mehrere Männer es von der Kutsche gehoben hatten.

Als die Schweizer, die wenigen Rumänen und ich in dem Gewächshaus Platz genommen hatten und auf die Donau blickten, die mit niedrigem Pegel an uns vorbeifloss, begann Dinescu den Schweizern seine Gedichte vorzulesen.

Nach einiger Zeit fand ich heraus, dass es sich bei der Truppe um die Passagiere eines Donaukreuzfahrtschiffes handelte, die ein Stück flussaufwärts angelegt hatten, um dann mit Bussen zum berühmten Mircea Dinescu gefahren zu werden.

Weil ich an der Destillieranlage von diesem schon zu einem Raki gedrängt worden war, verfiel ich in ein kleines Vormittagsdelirium, das so lange anhielt, bis ein Raunen und Kreischen durch die Menge ging. Auf dem Balkon des Gewächshauses, für alle durch die riesigen Fensterfronten sichtbar, penetrierte ein junger Kuvac-Mischling einen afrikanischen Löwenhund.

Im selben Moment wurde ich aufgefordert, aufzustehen und etwas über mein aktuelles Werk zu erzählen. Ich stellte mich schwankend mitten in den Raum. Ein älterer Herr ging auf mich zu und hielt mir, wie eine an ihren Flügeln gefangene Fliege, ein winziges Mikrofon entgegen, in das ich hineinsprechen sollte. Viele der Schweizer hatten aufgrund von Schwerhörigkeit Funkknöpfe im Ohr, in die ich live

übertragen wurde. Als ich aber anfang ihnen etwas über meine Texte und über das Verschwinden, die Gräber und die Stadt Tomi zu erzählen, betrat ein junger Esel den Saal und versuchte das kurz zuvor aufgetischte Buffet abzuräumen. Die Konzentration ließ weiter nach. Der Teil der Gesellschaft, der nicht mitbekommen hatte, dass nun ein Esel im Raum war, betrachte nicht mich, sondern weiterhin die Hunde. Als dann aus heiterem Himmel der Professor mit rot geränderten Augen auftauchte und anfang, Akkordeon zu spielen, gab ich es auf, setzte mich stirnrunzelnd wieder hin und aß meinen Donaukarpfen.

»Das essen junge deutsche Schriftsteller also heutzutage«, sagte ein Mann mit Kinnbart, der auf einmal hinter mir aufgetaucht war. Ich drehte mich um und nickte ihm mit vollem Mund zu. »Richtig«, sagte ich schließlich.

Der alte Mann stand jetzt stumm da, hinter ihm schaute der Esel traurig in unsere Richtung. Von draußen blitzte das Donauwasser blau, inzwischen hatte man auch das gegrillte Kalb in den Raum getragen und mit dem Sezieren begonnen. Es war noch rosa.

»Ich esse einfach nicht gerne«, sagte ich dem Herrn noch einmal, mit Blick auf das Kalb; da ging er lachend fort, ohne noch etwas zu sagen.

»Hier ist alles wie in einem Gemälde von Bruegel!!!«

Eine kräftige Frauenstimme weckte mich aus meinen Gedanken. Sie gehörte zu einer alten Dame, die eine Kette aus Onyx um ihren Hals trug. Sie saß neben mir und lachte, dann unterbrach sie sich selbst in ihrem Gelächter und fragte mich, ob ich überhaupt wüsste, mit wem ich da gerade die Ehre gehabt hätte.

Ich schüttelte den Kopf.

»Silver Hesse! Dem Enkel von Hermann Hesse, er reist mit uns auf dem Kreuzfahrtschiff. Er ist ein Architekt aus Zürich.«

Ich blickte durch den Raum. Von weitem zwinkerte mir der Professor zu. Dann entschuldigte ich mich mit dem dringenden Bedürfnis, die Toilette aufzusuchen. Ich schlich davon und legte mich in mein Bett, weil ich glaubte, Fieber zu bekommen.

Im Nationalhistorischen Museum von Konstanz erzählte ich Marius und Pascal von dieser Episode. An einem großen Fenster im oberen Stock stellten wir uns so auf, dass wir uns dabei sowohl gegenseitig, als auch die Statue von Ovid auf dem Platz anschauen konnten. Dann beschlossen wir einstimmig, Konstanz zu verlassen, so lange wir noch fähig dazu waren. Wir stürmten aus dem Museum und winkten ein Taxi herbei, das uns zum Bahnhof zurückfuhr. Nach nur zwei Stunden Aufenthalt kehrten wir also der Stadt am Meer den Rücken, in Panik und Traurigkeit.

Im Zug betrachteten wir stehend, weil sich andere Menschen auf unsere reservierten Plätze gesetzt hatten, einen Wolf, der durch einen lichten Nadelwald im Schnee schlich. Wir überlegten, wann in Deutschland der erste Rentner vor Schreck von seinem Fahrrad fallen würde, weil er einen Wolf gesehen hatte, und wie er dann, verletzt und wimmernd, durch das Dickicht kroch, um angefallen zu werden.

Als der Schaffner kam und uns aufforderte zu unseren Sitzplätzen zu gehen, wo er die anderen Passagiere verscheuchen wollte, schüttelte Marius den Kopf und sagte: »Niemals mit den Faschisten mitgehen!«

Also blieben wir weiter im Flur zwischen den Waggons stehen.

Nach unserer Befreiung und der Rückkehr nach Bukarest verbrachten wir den Abend im Einkaufszentrum AFI.

Europa war ein großer Friedhof, voll mit verscharften Dichtern, deren Bilder so groß waren wie ein ganzes Land oder wie ein ganzer Kontinent. Aber Europa an sich war klein, eigentlich waren Ovid und Italien auch nichts anderes als hellenistischer Abklatsch, dachten wir, und Rumänien wiederum war ein Land mit italienischen Physiognomien und schlesischer Seele – Europa war geeint, wahrscheinlich schon seit dem Aussterben der Skythen, und es würde schwierig, wahrscheinlich unmöglich werden, den Kitt aufzuweichen und die Brocken auseinanderzuziehen, um sie zu entzweien. Ganz Europa ein Grab; und das unterirdische Knochenzerreiben war noch lange nicht beendet.

Wir kauften uns Sprite und betrachteten die Indoor-Wasserfälle. Draußen hatte der Schneesturm begonnen und in der Innenstadt betreten Juncker und Tusk und Tajani,

ebenfalls in dicken Mänteln, den Victoria-Palast und begannen, zusammen mit Regierungschefin Viorica Dancila, feierlich aber verzweifelt die EU-Ratspräsidentschaft.

Wir setzten uns in der Nähe des Wasserfalls an die Plastiktische eines Kentucky Fried Chicken-Restaurants.

»Ich bekomme kein Alzheimer«, sagte Marius, »und ich schwöre euch, ich werde diesen Tag nicht vergessen, bis zur letzten Stunde meines Lebens.«

Und Pascal sagte: »Es gibt die melancholische Erinnerung, die Erinnerung an Gewonnenes, und die Erinnerung an Nie-Gewesenes.«

Und ich schloss mit der Vermutung: »Und der heutige Tag, das ist jetzt schon ein Gemisch aus allen drei möglichen Erinnerungen.«

Ja, dachten wir, und aßen das Huhn.

Dann schauten wir auf einem unserer Handys einen aktuellen 3Sat-Kulturbericht über die Rolle Rumäniens in Europa. In ihm sahen wir ausgerechnet Mircea Dinescu in den Gewölben seines Bukarester Restaurants mit den Reportern sprechen. Er sagte nichts Bedeutendes, aber er stieß am Ende des Berichts – sich an Juncker wendend – ein mit Rotwein gefülltes Glas gegen die Linse der Kamera.

Endlich konnten wir wieder lachen. Pascal sagte: »Ich habe mal gelesen, man muss ein Bündnis, also in diesem Fall die EU, von seinen Rändern her denken. Und das haben wir ja heute in Konstanz getan. Das hat Ovid bestimmt auch getan.«

Wir wussten, dass alles gut gehen würde, dass Europa zwar am Ende war, aber nicht mehr zerteilt werden konnte; und wenn es untergehen würde, würde es vom Rest der Welt vernachlässigt aber geeint untergehen – genauso wie Ovid: im Verborgenen unter den Steinen wie eine Assel.